

# Das schöne Geschlecht

Autor(en): **Naef, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **20 (1952)**

Heft 9

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-569700>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

est, c'est choisir le relatif, le parasitisme, l'échec.» Oder Genet? «Une pure chose inassimilable (parce qu'elle est chose) à une société de sujets-objets, voilà ce qu'est Genet d'abord et sa subjectivité n'est que l'intériorisation de sa 'choséité', comme inertie séparatrice.» Und so über an die sechshundert Seiten.

Doch hätte man unrecht, trotz solch unüberprüfbarer Behauptungen, trotz solchen sprachlichen Scheusslichkeiten das neue Buch Sartres totzuschweigen; das Aergernis, welches der Autor durch seinen Sektierer-Ernst des blossen Logikers und eine sophistische Vernünftelei bei seinem Leser erregt, wird diesem lehrreich sein. Es kann nicht geleugnet werden, dass Sartre, besonders wenn er zu Genet sich äussert, als Wortführer einer Zeitgenossenschaft spricht, die nicht zu gering in Anschlag gebracht werden darf. Man mag sich nach Erbaulichem, Erhebendem und Beglückendem sehen und rückwärtsgewendet solches auch finden in der Literatur vergangener Tage, man mag anderseits vor der Härte, Bitterkeit und dem sich ankündigenden Stumpfsinn der hier demonstrierten materialistischen Betrachtungsweise erschrecken — Tatsache bleibt, dass Empfindungen, Denkvorgänge und Urteile, wie sie von Sartre hier dargestellt werden, längst nicht mehr vereinzelt sind. Es ist wohl besser, das Aergernis kennenzulernen und, ihm sich entgegend, auf seine Ueberwindung zu sinnen, als es sich, als sich vor ihm zu verbergen; besser, Sartre, den Atheisten, in dessen Worten die umsichgreifende Niedertracht deutlich wird, gründlich zu lesen. Sei es auch nur als Purganz.

*Fritz Meyer (Paris)*

*Aus der «NZZ», 29. Juli 1952, Nr. 1646.*

## Das schöne Geschlecht

Wir entnehmen diesen Essay der «Neuen Zürcher Zeitung» vom 22. August 1952, Abendausgabe. Er ist weder von einem Homoeroten geschrieben noch wendet er sich an solche. Aber gerade darum scheint mir dieser Teil einer grösseren Artikelfolge für uns besonders beachtenswert, weil auch er beweist, dass nicht nur im Leben, sondern vor allem in der Kunst die «Päderastie», d. h. die geistig-seelisch-körperliche Hinnegung zum schönen Jüngling nicht wegzudenken ist und auch immer in eine Betrachtung miteinbezogen werden muss, wenn sie nicht an einer wesentlichen Erscheinung vorbei gehen will.

*Rolf.*

Man hatte uns sehr die Schönheit der Italiener gerühmt. Auffälliger war uns ihre Liebenswürdigkeit, ganz besonders die der alten Männer und Weiblein aus dem Volke. Einer der Begleiter fand, der Kontakt mit diesen Leuten sei wohltuender als eine psychoanalytische Behandlung. Vielleicht war uns die Freundlichkeit besonders empfindlich, weil wir aus Frankreich kamen. Die verschiedenen Arten etwa, wie ein französischer und ein italienischer Kellner einen Kaffee servieren — jener hastig, verbittert, ungefähr, dieser aufmerksam, freundlich, diskret — symbolisieren zwei Länder. In letzter Instanz mag das daher kommen, dass in Italien die Dekadenz etwas Althergekommenes ist, das sich längst wieder lebbar eingerichtet hat, während Frankreich die Fallhöhe von der ersten Kulturnation bis zum Absurdismus in wenigen Jahren durchstürzt hat.

Was nun die Schönheit der Menschen angeht, so fanden wir sie in Italien fast so selten als irgendwo. Jemand meinte, die alten Römer hätten hier mehr hunnische, teutonische und gallische Bastarde als eigene Söhne. Nachts versammelten wir uns fast immer in einem Café an der reich belebten, so schön beleuchteten und von einer herrlichen

Fontäne gekühlten Piazza Esedra, gegenüber den zyklischen Massen der Diokletian-Thermen. Nach mehreren Abenden solcher Caféaufenthalte konnten sich die Freunde nicht mehr verhehlen, dass in all dieser Schönheit das delikate erotische Ingrediens fehle, welches in Frankreich noch immer sehr spürbar ist, wohl besonders unter dem Einfluss der Kunst. Vielleicht war unser Standort falsch gewählt; auf jeden Fall konnte sich keiner rühmen, mehr als zwei oder drei schöne Römerinnen gesehen zu haben. Diese freilich waren bezaubernd, aber zu selten, um atmosphärebildend zu sein. Die Begleiterinnen, obzwar in den Verdacht des Nationalstolzes geratend, fanden das gleiche, erklärten sich aber durch den Anblick schöner Männer besser erfreut. Schliesslich kam das Gespräch auf die Kunst, wobei nicht ohne Betretenheit festgestellt wurde, dass in ihren grössten römischen Schönheiten das feminine Moment fast gänzlich wegfalle. Tatsächlich lässt sich ja keine Venus des Thermenmuseums oder der vatikanischen und kapitulinischen Sammlungen mit dem Diskuswerfer nach Myron, mit dem Apollo Belvedere, mit dem Atleta Apoxyomenos oder auch nur mit dem Augustus Imperator vergleichen, obwohl dieser nicht von griechischer, sondern bloss römischer Inspiration ist, die im Bereich der Skulptur selten glücklich war. Auf dem Gebiet der neueren Kunst steht es nicht besser — oder ebensogut, wie einer meinte, der der Ansicht war, das schöne Geschlecht sei die reine Einbildung der männlichen Psyche. Es gebe aber Gelegenheiten, das Vorurteil zu korrigieren, so etwa im klassischen Ballett, wo jeder zugeben müsse, *dass der Tänzer sich zu weit grösseren Schönheiten aufschwinge als seine Partnerinnen*. Auch sei es, etwa im Anblick der Gestalten Signorellis, Michelangelos, Caravaggios, Bronzinos oder Cellinis *eine wahre Schmach, dass es für Päderastie noch kein anständiges Wort gebe*. Die Vertreterinnen des in Frage gestellten Geschlechts, sonderbarerweise die schönsten und evoluiertesten unter ihnen, gestanden ihm seine Ansichten mit freundlicher Einstimmung zu, worin ihre Bewunderer gerade wieder ihre Ueberlegenheit erblicken wollten. Nur die intelligenteste und am feinsten Fühlende der Begleiterinnen, diejenige, welche Raffael empfindet, meinte einschränkend, die Caravaggio und Bronzino seien von gedachtem Bedauern doch ein wenig auszuschliessen. Das wollte der bisherige Wortführer nicht zugeben. Er musste sich aber von mehreren Seiten sagen lassen, dass grade die künstliche und unnatürliche Luftverdünnung bei Bronzino, den man doch ja nicht mit dem ein viel volleres Leben mitteilenden Ingres vergleichen wolle, oder die Brutalität und Freude am Ekelhaften bei Caravaggio zu den Dingen gehören, durch die ein Teil der Kunst und Menschheit in suspekten Randpositionen gelange, wo die menschliche und künstlerische Bewunderung nicht mehr eins zu sein vermöchten. Durch all diese Ueberlegungen war hüben und drüben eine Nachdenklichkeit entstanden, aus welcher uns erst ein wenig der befreite, welcher meinte, *die Liebe sei nirgends besser ausgewiesen als überall dort, wo sie ihr Thema über alle Vorurteile hinweg als gedeihlich und eben liebenswert zur allgemeinen Achtung bringe*.

Sperrungen von uns.

Hans Naef (Paris).

---

*Der Schaum der Lyrik sei geachtet:  
Die Blasen steigen hold empor;  
Doch wenn ein Sinn den Vers befrachtet —  
Den ziehe man dem Schaume vor.*

Ferdinand Hardekopf.